

Aspekte der frühkindlichen Bindung und ihrer Auswirkungen

Auszug aus dem Vorlesungsmanuskript von Gerhard Medicus (2007)

Inhaltsangabe:

- | | |
|---|---|
| <p>(I) Einleitung
Fortpflanzungsstrategien z.B. Brutpflege
Zur Elternbindung und -liebe</p> <p>(II) Ethologische Aspekte von Bindung, Neugier, Selbständigkeit
Ethologische Aspekte der Elter-Kind-Interaktionen
Aspekte aus dem Kulturenvergleich
Allomütter / Geschwisterbetreuung</p> <p>(III) Programmschritte der Bindung und Lösung
Bindungsschritte und -phasen
Ontogenetische Aspekte der Selbstexploration
Die frühkindliche Lösung</p> | <p>(IV) Störanfälligkeit der Bindung
Bindungsstil / Bindungstraumen
Probleme in Familien / Problemfamilien</p> <p>(V) Inzesthemmung
Postpubertäre Konsequenzen frühkindl. Bindungen</p> <p>(VI) Abschließende Bemerkungen</p> <p>(VII) Literatur</p> <p>(VIII) Anhang / Folientexte
Die 3 Motivationssysteme des Züricher Modells
Ethologische Argumente gegen Pädophilie:
Weitere klinische Aspekte</p> |
|---|---|

Schlüsselwörter: Humanethologie, Züricher Modell, frühkindliche Bindung, Kleinkind, Brutpflege, Brutpflegehelfer, Allomutter, Autonomie, Loslösung, Bindungstrauma, Inzest, Inzesthemmung, Inzesttrauma, bedding in, rooming in.

(I) Einleitung

In der Vorlesung wird wiederholt auf die phylogenetische Bedeutung der Brutpflege hinsichtlich der Evolution des Sozialverhaltens und seiner verschiedenen Aspekte hingewiesen. In dem vorliegenden Manuskript stehen nach der verhaltensbiologischen Einleitung (Teil I) ein Aspekt der „Brutpflege“, nämlich die „klassisch ethologische“ Sicht von der Bindung von Säuglingen, Kleinkindern und Kindern an ihre Eltern (Teil II), Bindungs-, Lösungs- und Interaktionsschritte (Teil III), die Störanfälligkeit der Bindung (Teil IV), sowie Aspekte der postpubertären Inzesthemmung (Teil V) im Vordergrund. Bindung und Lösung haben lebensgeschichtliche Bedeutung für Menschen.

Vorrausschicken möchte ich, daß ich beim Menschen unter „Eltern“ nicht nur die biologischen Eltern verstehe, sondern auch jene Pflegepersonen, zu denen das Kind an Stelle der biologischen Eltern eine entsprechend enge Bindung entwickelt hat.

Brutpflege und andere Fortpflanzungsstrategien

Mutanten werden durch die Selektion über die Anzahl der Nachkommen gefördert oder behindert. Damit brutpflegende Mutanten in der Stammesgeschichte einen Vorteil haben, muß gewährleistet sein, daß die Mutter oder der Vater die eigenen Jungen pflegen¹. Eine der Möglichkeiten, dies zu gewährleisten, ist die individuelle oder persönliche Bindung zwischen Muttertier und Jungem [andere Lösungen sind z.B. Ortsbindungen an das Nest z.B. beim Storch].

Im Tierreich gibt es enorme Unterschiede in der Anzahl der gezeugten Nachkommen und große Unterschiede im Ausmaß der elterlichen Investition in das einzelne Junge. Werden im Laufe des Lebens viele Nachkommen gezeugt, dann kann die Mutter, manchmal der Vater oder beide, weniger in das einzelne Individuum investieren (r-Strategie). Werden wenige Junge gezeugt, dann kann der (oder die) Elter(n) mehr in das einzelne Individuum investieren (K-Strategie²). Extreme auf diesem Kontinuum bilden die r-Strategie der Auster auf der einen Seite, die im Leben bis zu 1 Million Junge zeugt und die K-Strategie des Menschen auf der

¹ soziale Grundformel: Der genetische Nutzen einer altruistischen Verhaltensweise ergibt sich, wenn man Aufwand („Kosten“) mit dem Verwandtschaftsgrad multipliziert.

² „r“ und „K“ stehen zueinander in einer relativen Beziehung: Das Kaninchen ist hinsichtlich Auster K, in Bezug auf den Menschen r. Bezüglich „r / K-Strategien“ bestehen keine klaren und einfachen Korrelationen mit Körpergröße, max. Lebens-

anderen, der relativ wenige Kinder bekommt und normalerweise viel in das einzelne Kind investiert. Alleine die lange Schwangerschaft bedeutet eine sehr hohe Investition. Menschliche Eltern bieten weit darüber hinaus für viele Jahre ihrem Kind Nahrung, Schutz, Wärme und sie geben Wissen weiter durch Tradition – aber nicht immer:

Beim Menschen gibt es im Kulturenvergleich große Unterschiede darin, wie sich Wöchnerinnen bezüglich ihrem Neugeborenen entscheiden. Trotz aller elterlichen „instinktiven“ Bindebereitschaft gibt es für Mütter verschiedene Gründe, sich gegen das Kind zu entscheiden (diese Entscheidungsmöglichkeit gibt es bei keinem anderen Primaten³). Wichtige Variablen sind für sie: Stabilität der Partnerschaft; Alter der Wöchnerin; Geschlecht, Vitalität und Schönheit des Neugeborenen; Alter, Anzahl und Geschlecht vorhandener Kinder; Verfügbarkeit von „Allomüttern“; Versorgungslage mit Nahrungsmitteln usw. Daten dazu gibt es unter anderem von traditionellen Kulturen (z.B. Schiefenhövel) und durch die Auswertung schriftlicher Überlieferungen zurück bis zur Antike. In vielen traditionellen Kulturen wird die Entscheidung der Mutter überlassen, ob sie durch Aussetzen des Kindes einen „Infantizid“ (oder korrekter „Neonatzid“) in Kauf nimmt. Aus Taufbüchern weiß man, daß je nach Region und Kulturrepoche 10 bis 40% der getauften Kinder Findelkinder waren; von diesen sind bis zu 60 bis 95% in Waisenhäusern verstorben, insbesondere deshalb, weil zu wenige Ammen zur Verfügung standen und Kuhmilch für Neugeborene viel weniger verträglich ist. Bis ins vorletzte Jahrhundert sind Kinder vielfach durch Ammen gestillt worden, die Lebenserwartung der Kinder war dann normal, wenn die Amme zu Hause angestellt war und dort auch gewohnt hat. (eine Übersicht dazu z.B. bei Hrdy 2000).

Zur Elternbindung und -liebe

Werdende Mütter berichten immer wieder, daß sich während der Schwangerschaft ihre Einstellung zum Kind wandelt. Auch von vermutlich hormonell bedingten psychischen Veränderungen wird berichtet, etwa daß das Interesse an Säuglingspflege zunimmt. Das gilt z.T. auch für schwangere Frauen, die von ihrer Schwangerschaft nichts wußten.

Mütter beschreiben oft einen emotionellen Umschwung in den ersten Minuten nach der Geburt. Dieser wird von manchen von ihnen als befreiende Entspannung oder manchmal sogar als eine festliche Gestimmtheit erlebt. Durch diesen Umschwung ist die Mutter disponiert, sich emotionell an das Kind zu binden und sie kann sich damit auf das zunächst sehr abhängige Geschöpf leichter einstellen⁴. Daher ist ein ausführlicher Erstkontakt gleich nach der Geburt für die Mutter und das Kind sehr wichtig. Ähnliches gilt auch für das Wochenbett, das einen räumlichen und zeitlichen „Schutzraum“ darstellt, den es in allen Kulturen gibt. Inzwischen kann in modernen Kliniken entsprechenden Bedürfnissen der

alter, Leistungsfähigkeit des Nervensystems, Schwankungen der Populationsgröße, usw. [zur Herkunft des „r“ und „K“: r steht primär für die rechnerische Wachstumsrate einer Population, K für die Kapazität eines Lebensraumes]

³ Vielleicht war dieser evolutionsbiologisch neue Selektionsdruck ein Grund dafür, daß menschliche Neugeborene besonders „verführerisch“ herzig aussehen, bzw. (im Gegensatz zu nicht-menschlichen Primaten-Neugeborenen) infolge ihrer Fettpolster - z.B. an Wangen und Extremitäten - besonders attraktiv erscheinen („Baby-appeal“). (Hrdy 2000; siehe auch „Kindchenschema“ im Vorlesungsteil von Margret Schleidt).

⁴ Ein Infantizid bzw. Aussetzen des Neugeborenen durch die Mutter - wie z.B. von Schiefenhövel von den Eipo berichtet - erfolgt deshalb nicht leichtfertig. Zwischen X 1974 und IV 1980 wurden bei den Eipo von 79 Neugeborenen 16 Mädchen und 7 Buben (also insgesamt 23 Neugeborene, bzw. 30%) von den Müttern nicht angenommen (Schiefenhövel 1989).

Neugeborenen und Wöchnerinnen⁵ durch „rooming in“ und „bedding in“ nachgekommen werden.

Der Vorsprung, der sich durch einen solchen Kontakt mit dem Neugeborenen ergibt, kann natürlich auch von Adoptivmüttern oder von Müttern, die durch Kaiserschnitt⁶ entbunden haben, oder die nicht stillen⁷ können, nachgeholt werden. Der gelungene Erstkontakt und die Beziehung, die durch das Stillen ermöglicht wird, sind zwar förderliche biopsychische Grundbedingungen, für die Mutter-Kind-Bindung wichtiger sind jedoch für das Menschenkind die Einstellungen und Haltungen der Mutter.

Mutterliebe ist ein Säugererbe und nicht ein Ergebnis der Spätzivilisation. Deshalb gibt es sie in allen menschlichen Populationen. Es wäre aus zoologischer Sicht unverständlich, warum z.B. Affen Mutter-„Liebe“ zeigen sollen und ausgerechnet der „nackte Affe“ nicht. Mutterliebe und die Bindung des Kindes an die Mutter sind etwas ganz Natürliches und nicht eine durch Werbung für Babynahrung getriggerte kulturelle Errungenschaft. Stammesgeschichtlich jung ist die väterliche Brutpflege beim Menschen. Sie ist eine Entwicklung aus dem Tier-Mensch-Übergangsfeld. In den meisten Fällen ist beim Menschen die Bindung des Kindes an seine Mutter stärker ausgeprägt als die an seinen Vater; möglicherweise weil die Mutterbindung das Sicherheitssystem stärker anspricht, die Vaterbindung mehr das Erregungssystem (betreffend Erkunden und Neugier).

(II) Ethologische Aspekte von Bindung, Neugier und Selbständigkeit

Zusammenhänge zwischen verschiedenen Verhaltensbereichen können oft nur in Verbindung mit ihren *Antagonisten* (*Gegenspieler / Widerpart* im Sinne von *entgegengesetzt gerichteten Antrieben und Motivationen*) sowie ihrer Wechselwirkung mit anderen Antrieben und Hemmungen verstanden werden. Durch das Züricher Modell (Bischof, 1985, 2008) werden Wechselwirkungen zwischen drei Motivationssystemen beschrieben, die Inhalte des vorliegenden Manuskripts erhellen (siehe auch Anhang):

(1.) Sicherheitssystem:

⁵ „rooming in“ und „bedding in“ haben auch präventive Wirkungen hinsichtlich des rel. häufigen „post partum blues“, „bedding in“ auch hinsichtlich des plötzlichen Kindstodes.

⁶ Es gibt beim *Kind* kein *psychisches* Geburtstrauma; wenn es ein „Geburtstrauma“ gibt, dann nur eines mit neurologischen Folgeschäden z.B. infolge Sauerstoffmangel oder geburtsmechanische Traumen. Auch das Menschenkind ist, wie Jungtiere anderer Plazentalia auch, „psychisch“ auf das Geburtsgeschehen evolutionär bestens vorbereitet. Ein Kaiserschnitt ist keinesfalls indizierbar, um etwas zu vermeiden, das es gar nicht gibt, nämlich ein psychisches Geburtstrauma des Kindes. Wenn man Risikogeburten außer Acht läßt, dann ist ein Kaiserschnitt – statistisch gesehen – für Mutter und Kind gefährlicher als eine normale Geburt.

⁷ Stillen kann lustvoll und beglückend sein und die Bindung der Mutter zum Kind fördern. - Säuglinge neigen beim Trinken dazu, nach der freien Brustwarze zu greifen: Saugreiz und manuelle Reizung bewirken eine Prolactinausschüttung und dadurch eine Steigerung des Milchflusses.

Das Kind ist von fürsorgemotivierten Eltern abhängig und fühlt sich auf Grund seiner Vertrautheit bei ihnen sicher und geborgen. Bei Abwesenheit der Eltern/Bezugspersonen erlebt es Trennungsangst. Das Sicherheitsbedürfnis sinkt mit zunehmendem Alter und das heranwachsende Kind reagiert dann auf zuviel Fürsorge mit Überdruß.

(2.) Erregungssystem:

Das Sicherheitsgefühl ist eine Voraussetzung dafür, daß Unternehmungslust und Erregungstoleranz in dem Maße aufkommen können, wie es nötig ist, die Welt aufgeregt entdecken zu können. Mit zunehmendem Alter wirkt Fremdes immer weniger erregend und angstausslösend.

(3.) Autonomiesystem:

Das Ausmaß des Autonomiegefühls ist abhängig davon, wie viel Einfluß ausgeübt werden kann. Mit zunehmendem Alter und zunehmender Kompetenz steigen Selbstvertrauen und Autonomieanspruch. Probleme und Neues können dann als Herausforderung angenommen werden. Es werden Auswege und Lösungen angestrebt (Copingstrategie: „Invention“), die mitunter, wenn es die Situation erfordert, auch aggressiv durchgesetzt werden (Copingstrategie: „Aggression“). Bei niederem Selbstvertrauen, „gelernter Hilflosigkeit“, ängstlich vermeidenden und abhängigen Persönlichkeiten bleibt die Schwelle, Hilfe selbst bei kleinen Entscheidungen zu beanspruchen, niedrig (Copingstrategie: „Supplikation“). Mit Hilfe der „Akklimatisation“ wird der Sollwert an die Gegebenheiten „angepaßt“ bzw. auf sie „herunterreguliert“.

Ethologische Aspekte der Elter-Kind-Interaktionen

Im allgemeinen empfindet man Merkmale von Säuglingen und Kleinkindern als „herzig“, sie erleichtern und fördern die Bindung Erwachsener an das Kind. Auch das daraus resultierende Engagement für das Kind wirkt bindend. Mit dem Krabbelalter entwickelt sich das Kindchenschema immer ausgeprägter – die Kleinkinder wirken dann ganz hinreißend und herzig. Das Kindchenschema wird in diesem Alter wegen der zunehmenden „erkrabbelten“ Kontaktmöglichkeiten mit familienfremden Menschen besonders wichtig. Für das Kind gilt es, das soziale Umfeld gewogen zu stimmen. Fast jeder läßt sich von einem sozial noch wenig kompetenten Kleinkind Dinge gefallen, die ein Erwachsener nie dürfte. Das ist der Anpassungswert des Kindchenschemas beim Sender. Hier sind natürlich Sender („Kindchenschema“), Empfänger und die beteiligten Emotionen stammesgeschichtlich zweckmäßig aufeinander abgestimmt.

Das gilt auch für Lernbereitschaften und die Bindungsfähigkeit auf beiden Seiten. Der Säugling ist für die Wahrnehmung des Menschen durch seine stammesgeschichtlich erworbene „Mitgift“ bestens vorbereitet (im Sinne von AAM's, EAAM's und EAM's). Es

gilt einzelne von ihnen individuell zu erkennen sowie den Rest der Mitmenschen als Artgenossen; Norbert Bischof spricht bei der zentralnervösen Funktionseinheit, die auf bestimmte Reizkonstellationen anspricht, von einem Typus- (ab ca. 6. Woche) und einem Individualdetektor (ab ca. 4. Monat). Menschen aller Altersstufen können sich rasch auf die psychischen Möglichkeiten des Säuglings einstellen.

Wie Irenäus Eibl-Eibesfeldt für viele Kulturen nachweisen konnte, stehen Kleinkinder im allgemeinen im Zentrum des sozialen Interesses: Erwachsene wiegen und schaukeln Kinder gerne, bieten sogenannten Kontaktkomfort, bewegen sich z.T. langsamer beim Spiel mit Kindern, sprechen mit ihnen in einer höheren Tonlage und in grammatikalisch stark vereinfachten 2-3 Wortsätzen, die häufig mehrfach wiederholt werden. Erwachsene, aber auch größere Kinder zeigen Kleinkindern gegenüber eine besonders deutliche bis übertreibende Mimik und sie ahmen das Kind nach, das von diesen sozialen Rückmeldungen, die es auslösen und bewirken kann, in Bezug auf sich und seine soziale Umwelt lernt. Eltern tauschen gerne Zärtlichkeiten mit ihren Kindern aus und sie versuchen dabei immer wieder, das Kleinkind durch Abwechslung bei guter Laune zu halten.

Aspekte aus dem Kulturenvergleich

Statistiken über Interaktionen mit Kleinstkindern bei Naturvölkern spiegeln den hohen Pflegeaufwand von Säuglingen und ihre korrespondierende Abhängigkeit davon wider. Bei Naturvölkern schlafen die Säuglinge und Kleinkinder in der Regel bei der Mutter und haben 50% der Tagesstunden passiv als "Traglinge" Körperkontakt, die Hälfte dieser Zeit bei der Mutter. Der Mund-Mamillen-Kontakt (nutritives Stillen und „Trostsaugen“ nach Schiefenhövel [1996] je ca 50%) nimmt ca 10 - 20% der Tageszeit in Anspruch. Allein der Zeitaufwand für das Trostsaugen ist eindrucksvoll. Ein hohes Maß an Zuwendung gibt dem Kind eine sichere Basis, es ist eine Voraussetzung für die Entfaltung von Neugier und damit für das Reifen von früher Selbständigkeit und sozialer Kompetenz. Bei uns sind Mütter häufig den ganzen Tag mit ihren Kindern allein und dadurch oft überlastet. Ganz besonders gilt dies für alleinerziehende Mütter. Auch das Kind ist benachteiligt, wenn es nur eine einzige Bezugsperson hat. Für die psychische Gesundheit des Kindes sind mehrere erwachsene Bezugspersonen günstig.

Bei Naturvölkern hört man kleine Kinder weniger und seltener weinen als bei uns (nach Schiefenhövel:). Bei den Trobriandern etwa reagieren die Erwachsenen im Schnitt nach 1,5 min auf Weinen. Bei uns reagieren immerhin 30% erst nach 10-30 min. Das Maß an Zuwendung bei Naturvölkern verwöhnt die Kinder nicht und behindert nicht das Selbständig-Werden, ganz im Gegenteil (z.B. Eibl-Eibesfeldt, Konner 1977, Schiefenhövel 1984). Durch diese Sicherheit werden die Kinder eher früher selbständig, sofern das Maß der Zuwendung

auch vom Kind mitbestimmt werden kann und nicht von der Mutter dem Kind aufgezwungen wird. Bei einem Zuviel an Zuwendung erlebt das Kind Überdruß, und das gesunde Kind versucht, sich davor zu schützen und grenzt sich ab.

Das Erkunden des Kindes bezieht sich auch auf die soziale Umwelt. Die Interaktion mit zunächst intimeren Personen, aber immer mehr auch mit ferneren Personen ist für die Sozialisation wichtig. Ist die Mutter (oder eine andere vertraute Person) verschwunden, so ist das Kind nicht mehr stressfrei und interessiert sich in der Folge nicht mehr für die Umwelt, es leidet unter einer existenziellen Trennungsangst. Diese Angst ist der subjektive Aspekt der kindlichen Appetenz nach der "Nähe" zur Mutter bzw. den Eltern.⁸

Allomütter / geschwisterliche „Brutpflegehilfe“

Der vergleichsweise große Fortpflanzungserfolg des Menschen bedarf der Analyse: Bei Schimpansen und Orangutans dauert die Schwangerschaft etwa acht Monate, bei Gorillas und Menschen etwa neun. Vergleicht man die psychomotorische Reife der Neugeborenen, dann ist das Menschenkind das bei weitem unreifste. Portmann spricht von einer „physiologischen Frühgeburt“; die Schwangerschaft müsste beim Menschen viel länger andauern damit unsere Kinder bezüglich Selbständigkeit etwa gleich reif wie die anderer Hominoiden zur Welt kommen könnten⁹. Trotz der durch die Unreife verlängerten Abhängigkeit menschlicher Neugeborener sowie trotz der verlängerten Kindheit und Adoleszenz ist der Geburtenabstand relativ kurz. Dadurch wird der hohe menschliche Fortpflanzungserfolg erreicht. Unter traditionellen Bedingungen ist der kurze Abstand meist nur möglich, wenn „Allomütter“ die Mütter entlasten, die infolge von Stillen und Tragen der Kinder zumeist noch mehr Zeit für die Beschaffung von Nahrung aufbringen müssen als kinderlose Frauen, weil diese Mütter auch mehr Nahrung zu sich nehmen müssen. Als „Allomütter“ fungieren in erster Linie Großmütter, Geschwister der Eltern oder / und des Neugeborenen und Väter. Entsprechende Allianzen zwischen Müttern und ihren Töchtern, die ebenfalls bereits ein Kind haben, sind - bezüglich unserer evolutionären Ahnenreihe - älter, als die Bindung zwischen Mutter und Vater (Beobachtungen dazu gibt es beispielsweise von Schimpansen, einer Spezies, bei der es keine Paarbindung gibt). Aus soziobiologischer Sicht spielen - infolge der Unsicherheit der Vaterschaft - die mütterlichen Großmütter eine wichtigere Rolle als die väterlichen. Neben diesen beiden ultimativen Aspekten passen aus proximater, psychologischer Sicht die Einstellungen von Mutter und Tochter hinsichtlich der Kinderbetreuung oft besser zusammen, als die zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter. Was auch immer der Hauptgrund ist, statistisch gesehen ist die Überlebensrate der Kinder von matriloal wohnenden Paaren größer als die von patriloal wohnenden.

In vielen menschlichen Gesellschaften kann man immer wieder größere Kinder beobachten, die Kleinkinder tragen (z.B. Medicus 1996). Es sind meist ca. 5- bis 15-jährige Kinder, die ein ca. 1- 3-Jähriges am Rücken oder im Hüftsitz tragen. Es handelt sich oft um Geschwister, der Anteil weiblicher Träger ist größer als der männlicher. Sie tragen die Kinder auch dann, wenn sie in unwegsamem Gelände unterwegs sind, oder wenn sie an Spielen teilnehmen, bei denen die Kleinen hinderlich sind (z.B. Schnurspringen). Sie erinnern an

⁸ Bei Nesthockern und Traglingen bestehen hinsichtlich ihrer Sicherheitsappetenz unterschiedliche Anpassungen: Nesthocker-Jungtiere sind stressfrei, wenn in ihrer Umgebung Ruhe herrscht; im Gegensatz dazu erleben Traglinge (und Nestflüchter) sozialen Lärm, vestibuläre Reizung und Hüftsitz als beruhigend; bei Ruhe reagieren sie mit dem „Weinen des Verlassenseins“.

⁹ Bei einem entsprechend späteren Geburtstermin wären menschliche Neugeborene für den Geburtsweg ihrer Mutter zu groß; immerhin ist ihr normales Geburtsgewicht bereits fast doppelt so hoch, wie das von anderen Menschenaffen.

Brutpflegehelfer, wie sie bei einigen Vogelarten und einigen wenigen Säugetierarten vorkommen. Entsprechend der sozialen Grundformel haben sie, wenn sie Geschwister betreuen, genetische Vorteile im Sinne der inclusive fitness. Darüber hinaus haben die Tragenden Vorteile, weil sie Erfahrungen sammeln, die sie einmal als Eltern brauchen und die Getragenen haben die Möglichkeit, durch die Beobachtung der Spielgruppen, bei denen die Träger mitmachen, sozial zu lernen. Die Behandlung als Tragling bietet den Vorteil, dorthin zu gelangen, wo sozial und intellektuell relevante Dinge geschehen. Eine Sozialisation in gemischtaltrigen Kindergruppen ist für die Reifung und das Erlernen einer entsprechend gut entwickelten sozialen Kompetenz von Vorteil. In einzelnen Kindergärten werden deshalb gemischtaltrige Kindergruppen zusammengestellt.

Die Verhaltensneigung des Betreuungsspielens vor allem bei Mädchen ist so stark ausgeprägt, daß ein ganzer Industriezweig, die Puppenindustrie, davon lebt. Es werden marktgerecht, bzw. entsprechend der präpubertären Präferenz für das Eigengeschlecht (Skrzipek), mehr weibliche als männliche Puppen produziert (ob sich diese Tendenz auch im Feld zeigt, bedarf noch entsprechender Untersuchungen). Unklar ist, welche Umweltfaktoren sich neben demographischen Faktoren geändert haben, daß die Motivation des Betreuens und Tragens in der Industriegesellschaft überwiegend an Attrappen (Puppen) ausgelebt wird.

(III) Programmschritte der Bindung und Lösung

Ethologisch orientierte Psychologen wie z.B. Bowlby und Ainsworth beschreiben eine Reihe von Entwicklungsschritten beim Reifen des kindlichen Bindungsverhaltens (s.a. Grossmann).

(1 **Vorbindungsphase:**) Entsprechend den Untersuchungen von Margret Schleidt u.a. wird der Geruch der Mutter bereits in der ersten und zweiten Woche bevorzugt. Auch eine menschliche Stimme wird ab der zweiten Woche ein zunehmend wichtiger Reiz, so läßt sich durch Zureden ein Schreien des Kindes zunehmend besser beenden; Mädchen reagieren im allgemeinen (mit ca 3 Wo) besser als Buben. Das Schreien kann beim Säugling durch Trennungsangst, Hunger oder Schmerzen bedingt sein.

Das Neugeborene zeigt ferner verschiedene Lautäußerungen wie Kontaktlaute, Unmutslaute, Schlaflaute, Trinklaute, Wohligkeitslaute, die weibliche und erfahrene Personen meist besser unterscheiden können als männliche, sowie verschiedene Formen des Weins, das von Erwachsenen als unangenehm empfunden wird und bei ihnen normalerweise Zuwendung auslöst. Die Schwelle, ab der das Kind zu weinen beginnt, läßt sich durch Schaukeln, aber auch mit Trostsaugen und mit Zureden heben. Beim Schaukeln ist wie beim Gehen eine Frequenz von 60-70 Schwingungen pro Minute am besten wirksam; interessanterweise gibt es dabei keine Reizgewöhnung. Diese Reaktion hat auch einen Anpassungswert: Die mitunter überlebensnotwendige Lokomotion der Eltern und anderer Betreuer, z.B. bei der Beschaffung lebensnotwendiger Ressourcen, sollte nicht durch das „Diktat“ „niederschwellig“ weinender Kinder behindert werden.

Ein Säugling lächelt während der ersten 3 Wochen eher reflexartig und häufig auch im Schlaf (= „spontanes Reflexlächeln“). Das Kind nimmt dann von sich aus gegen Ende der

dritten Woche Augenkontakt auf. Es zeigt Blickkontakt, der gegen Ende des ersten Monats besser fixiert und besser zielt. Lächeln und Blickkontakt können von den Eltern als sehr belohnend und bindend empfunden werden.

Ab der 4. Woche reagiert der Säugling auf eine bekannte Stimme immer selektiver mit Lächeln, die Stimme der Mutter wird ein immer stärkeres Signal. Weibliche Stimmen sind bessere Auslöser als männliche. Der Säugling reagiert dann etwa ab der 5./6. Woche auf menschliche Gesichter und auf Gesichtsattrappen mit lang anhaltendem Lächeln ("unselektives soziales Lächeln"); die visuelle Wahrnehmung wird immer wichtiger: Ein Gesicht kann nun Lächeln besser auslösen als eine Stimme. Ab der 5./6. Woche beginnen Säugling und Mutter gelegentlich schon mit einem freundlichen und gegenseitigen Plappern, das meistens von einem Lächeln begleitet wird. Mit (zwei bis) drei Monaten läßt sich das visuell ausgelöste Lächeln verstärken, wenn das Lächeln vom Erwachsenen erwidert wird. Das Lächeln wird deshalb als sozialer empfunden. Immer mehr lernt das Kind, Reaktionen der Mutter vorauszuahnen. Es lernt aus den sozialen Rückmeldungen, die durch die eigenen Aktivitäten ausgelöst wurden.¹⁰

(2 **Entstehungsphase** (4. - 6. Mo)) Etwa ab dem 3. Monat beginnt das Kind immer deutlicher Unterschiede in der Vertrautheit zu zeigen, es merkt sich Unterschiede der Personen. Meistens spielen die Väter wildere Spiele als die Mütter, etwa Schaukeln, Hochwerfen, Überschläge u.a. Das Unterscheidungsvermögen des Kindes wird mit zunehmendem Alter immer ausgeprägter. Etwa ab dem 3. Monat beginnt das Kind bei gegebenem Anlaß ein Schmollen zu zeigen. Ab 3,5 Monaten kann ein bekanntes Gesicht Lächeln stärker auslösen als ein unbekanntes ("selektives soziales Lächeln"). Das zeigt sich bei weiblichen Säuglingen deutlicher als bei männlichen. Wird das Kind mit 4,5 Monaten von der Mutter einer anderen Person gegeben und geht die Mutter weg, so versucht das Kind bereits, der Mutter oder einer anderen Hauptbezugsperson nachzublicken. Der Anblick eines bekannten Gesichts kann mit 5 Monaten Schreien sehr wirksam beenden. Mit 6 Monaten wird die Mutterfigur im allgemeinen bereits sicher erkannt.¹¹

Bevor das Kind Fremde als solche erkennt, ist Bezugspersonen gegenüber eine gute und tragfähige Bindung entstanden, die Sicherheit vermittelt. Zugleich mit dem Beginn des so genannten „Fremdelns“ beginnt das Kind, sozial immer neugieriger zu werden. Dieses Interesse ist mit Vorsicht verbunden, die sich darin äußert, daß das Kind auf Fremde mit einer

¹⁰ Bereits im frühen Säuglingsalter strukturiert die Mutter ihren „Dialog“ mit dem Kind zeitlich mit Pausen so, als würde sie eine Antwort erwarten. Möglicherweise wird das Kind durch dieses „intuitive Elternverhalten“ (Papousek & Papousek 1987) mit der Zeiteinteilung eines verbalen Dialogs vertraut.

¹¹ Beim Erkennen-Lernen vertrauter Personen durch den „Individualdetektor“ ist die Chronologie folgender Sinneskanäle zu beobachten: →Geruch →Stimme →Aussehen

Verunsicherung reagiert. Mit der Unsicherheit kann auch eine Senkung der Angschwelle verbunden sein. Bezüglich des Ausmaßes des „Fremdelns“ gibt es individuelle Unterschiede; es kann auch vom Gesichtsausdruck und der Körperhaltung der Mutter beeinflusst sein.

Diese Unsicherheit äußert sich auch später z.B. durch Verlegenheitsgesten, wenn sich das Kind ohne Mutter im Kindergarten einer Spielgruppe nähert. Es weiß ja nicht, ob es freundlich aufgenommen oder abgelehnt wird, eine Unsicherheit, die auch bei Erwachsenen zu beobachten ist, die sich fremden Gruppen nähern.

Wenn ein Kleinkind fremdelt, wendet es sich von Fremden ab und sucht Körperkontakt mit der Mutter. Unter dem sicheren Schutz der Mutter wird das Kind wieder neugierig, es sieht sich die fremde Person an. Dabei kann es zu einer sichtlichen Ambivalenz zwischen Fremdeln und sozialer Neugier kommen. Empfindet das Kleinkind den Fremden nicht mehr als bedrohlich, weil es bei der Mutter Sicherheit gewonnen hat, dann kann es sein, daß es die Kontaktaufnahme versucht, indem es beispielsweise dem Fremden einen Gegenstand gibt. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, daß beim Kleinkind das Erleben einer Verunsicherung beim Anblick von fremden Leuten unmittelbar vor dem Reifungsprozeß des Laufens heranreift. Die Wahrscheinlichkeit wird nun höher, auf nicht pflegemotivierte Personen zu treffen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das Kind vor dem Fremdeln versucht, sich bekannten Personen im Rahmen seiner Sicherheitsappetenz anzunähern, ist es alleine, hat es [individualisierte] Trennungsangst. Mit dem Auftreten des so genannten Fremdels reagieren Kinder auf Fremde je nach Verfassung ihres Sicherheitssystems mit Verunsicherung oder/und mit Neugier; sind keine vertrauten Personen anwesend, kommt zur Trennungsangst eine Verunsicherung bis Fremdenangst hinzu. Um das 8./9. Monat, also im Fremdelalter, beginnen Krabbelkinder die Mutter zu suchen, wenn sie sie nicht sehen.

Die **(3) Bindungsphase** beginnt also schon vor dem Fremdeln: Die Bindung ist exklusiv geworden; ganz bestimmte Personen haben für das Kind einen sogenannten „Heimcharakter“ bekommen. Diese Bindung ist auch bei gehörlos und blind geborenen Kindern nachweisbar, sie fremdeln, wenn sie den Fremden betasten oder riechen und zwar auch dann, wenn sie bisher nie mit Fremden schlechte Erfahrungen gemacht haben. Dieser Umstand ist ein Hinweis dafür, daß es sich hier um ein angeborenes Programm handelt, das kulturunabhängig überall mit ca. 7 - 8 Monaten zu beobachten ist.

Die Bindung an die Eltern ist eine wichtige Voraussetzung für die kindliche Gefühlsentwicklung. Das Kind spiegelt sozusagen die Liebe der Eltern, indem es sich als liebenswert erlebt und ein entsprechendes Selbstvertrauen entwickelt. Das Kind hat das Bedürfnis nach Beachtung und Anerkennung, hat den Wunsch auf Alleinbesitz und zeigt

bereits gegen Ende des ersten Lebensjahres Eifersucht. Wenn die Eltern auf das Kind nicht reagieren oder mit dem Weggeben drohen, kann das Kind depressiv reagieren. Eine empathische, feinfühlig und hilfsbereite Mutter hingegen kann Sicherheit vermitteln. Dies ist der Neugier des Kindes förderlich, weil die Neugier dann nicht durch Angst gehemmt wird. Ab dem 9. Monat kann ein Kind durch Blickkontakt entweder Sicherheit gewinnen, wenn die Bezugsperson aufmunternd oder gelassen zusieht, oder das Kind kann durch ängstliche Blicke verunsichert werden (Stimmungsübertragung / Gefühlsansteckung durch „soziale Rückversicherung“/„social referencing“).¹²

Das durch die Präsenz der Mutter vermittelte Sicherheitsgefühl des Kindes wird nicht durch eine belohnende Nahrungsaufnahme konditioniert. Eine Reihe von Beobachtungen beim Kleinkind sprechen gegen die Devise „Liebe geht durch den Magen“. Ein Schnuller etwa kann auch einen Säugling beruhigen, der noch nie durch den Mund Nahrung aufgenommen hat; dies läßt sich bei Säuglingen beobachten, die ohne Speiseröhre (mit einer so genannten Speiseröhrenatresie) zur Welt gekommen sind. Es gibt auch ein berühmtes Experiment von Harlow mit Rhesus-Affenjungen, die eine „fellüberzogene“ Affenattrappe, wegen des größeren Heimcharakters, einer Milch spendenden Drahtattrappe vorzogen. Die Tatsache, wer zur Haupt- oder Nebenbindeperson wird, hängt von der Art der freundlichen Zuwendung durch die Erwachsenen ab, darüber hinaus auch davon, wie das Kind die Interaktionen beeinflussen und mitgestalten kann. Wer zur Haupt- oder Nebenbindeperson wird, hängt sicher nicht vom Wickeln und Füttern ab, auch die mit dem Kind verbrachte Zeit (als Qualitätsfaktor) und die Qualität der Beziehung sind innerhalb weiter Grenzen wichtige Variablen.

Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist einseitig: Eltern sind in der Regel ihren Kindern gegenüber investitionsbereiter als [erwachsene] Kinder ihren Eltern gegenüber. Eltern können infolge evolutionär erworbener emotionaler Anpassungen ihre objektiv einseitig gebende Rolle als subjektiv belohnend erleben. Wegen unserer biologischen Ausstattung (Kindchenschema) fällt es uns u.U. leichter, einen fremden Säugling zu füttern und zu pflegen, als dasselbe z.B. mit den eigenen alten Eltern zu tun. Eigennützig (Klein-) Kinder haben einen besseren Anpassungswert als eigennützig Eltern (die die Kinder ausbeuten). Eltern leben (z.B. aus verhaltensbiologischer Sicht) zum Zweck der Kinder, nicht umgekehrt. Zugleich sind die Kinder auf die Liebe der Eltern angewiesen und um ihre Liebe bemüht, Liebesentzug ist eine schwere Strafe.

¹² Beim Erkunden der Welt spielt auch die Sprache insbesondere ab dem 2,5. Lj eine besonders wichtige Rolle:

Selbstexploration

Im Alter von etwa 18 bis 22 Monaten beginnt das Kind, sich im Spiegel zu erkennen und kann mit dieser Fähigkeit auch einen Farbfleck, der ihm im Schlaf im Gesicht aufgebracht worden ist, untersuchen, und mit Hilfe des Spiegelbildes zu entfernen versuchen. Dieser ontogenetische Reifungs- und Erkenntnisschritt ist Teil des entstehenden Ich-Bewußtseins und eine Voraussetzung für Empathie. Damit hat das Kind die Möglichkeit, die Stimmungen und Motive Anderer in Analogie zum eigenen Innenleben nachzuvollziehen und zu verstehen. Jetzt ist es auch fähig, Willkürbewegungen nachzuahmen.¹³ - Eine „theory of mind“ entwickelt das Kind etwa mit 4 Jahren, wenn es von sich aus erkennen kann, daß Andere (auf Grund unterschiedlicher Erfahrungen) andere (mitunter von der Realität abweichende) Vorstellungen haben kann.

Die frühkindliche Lösung

Im Rahmen des kindlichen Erkundens zeigen sich sehr früh erste Autonomiebestrebungen, etwa wenn das Kind die Mutter wegschiebt, um etwas ohne fremde Hilfe selbst zu versuchen, oder wenn es mit Ein-Wortsätzen mitteilt: „selbst“, „selber“. Das Kind sucht mehr und mehr das Gefühl, selbst das Geschehen kontrollieren zu können. Wenn möglich sollte man vermeiden, dieses Streben nach Selbständigkeit zu behindern oder zu bestrafen. Überzogene Einschränkungen der Autonomiebestrebungen können eine „gelernte Hilflosigkeit“ bedingen.

Ein wichtiger Schritt zu mehr Selbständigkeit ist das erste Trotzalter (2,5 - 4 Jahre)¹⁴. Sein Beginn steht höchst wahrscheinlich in Zusammenhang mit dem entstehenden Ich-Bewußtsein.

Das Kind im Trotzalter muß entwicklungsbedingt aktiv gegen Grenzen und Verbote verstoßen. Es gehorcht seinem inneren Drang, den Verhaltensspielraum auszuloten (Bernhard

Vom 10. Monat bis zum 2. Lj. werden etwa 50 Vokabeln beherrscht; ab dem 2,5 Lj kommt ein semantisches Verständnis dazu sowie ein verbales Erkenntnistreben mit einer Vokabelexplosion und einem hohen Mitteilungsbedürfnis.

¹³ Bereits in den ersten Lebenswochen können Säuglinge Gesichtsbewegungen nachahmen, ohne ein Konzept von sich und anderen zu haben: Die Funktion dieser Fähigkeit ist noch unklar. Dadurch könnte z.B. beim Gefüttert-Werden die Nahrungsaufnahme leichter gelingen.

Vor der Reifung der Fähigkeit der Selbstexploration ist noch keine Empathie, wohl aber eine Stimmungsübertragung („Stimmungsansteckung“) möglich.

¹⁴ In Bezug auf das Trotzalter sind Begriffe wie „anal sadistisch“ (oder in einem anderen Kontext „polymorph pervers“) nicht mehr zeitgemäß. Die Selbständigkeitsschritte des Trotzalters fallen zeitlich mit dem Beherrschlernen des Schließmuskels zusammen - ohne daß das eine das andere bedingt. Die Reinlichkeitserziehung (und u.U. der korrespondierende Trotzkontext) hatte in Zeiten, in denen es noch keine Waschmaschinen gab, einen höheren Stellenwert als heute.

Die Verhaltensbiologin *Gabriele Haug-Schnabel* konnte zur Differentialdiagnose der Enuresis (Einnässen nach Vollendung des 4. Lebensjahres ohne organische Ursachen) einen wichtigen Beitrag leisten. Sie konnte feststellen, daß es zusätzlich zum bekannten **Konfliktnässen** auch ein **Spieleifernässen** gibt. Letzteres kann manchmal zu Beginn der Blasenkontrolle als Übergangsphänomen beobachtet werden und bedarf, wenn überhaupt, nur pädagogischer Maßnahmen. Beim Konfliktnässen ist als Therapie Voraussetzung die Analyse vorausgegangener belastender Ereignisse erforderlich.

Hassenstein). Beim Verstoß gegen die Grenzen lernt es sie kennen. Unklare Grenzen bedürfen mehr der Auslotung als klare. Gegen eindeutige und klare Verbote wird weniger oft explorativ verstoßen. Ambivalenz besteht zwischen dem Autonomiebedürfnis und dem Ausloten des Autonomierahmens einerseits (siehe nächster Absatz) und dem Bedürfnis, beliebt zu sein sowie sich zu versöhnen, andererseits. Weder die bestrafende Verweigerung einer Versöhnung, noch das grenzenlose Gewähren-Lassen werden dem Kind gerecht.

Das in diesem Alter verstärkte Autonomiebedürfnis kann mit der Sicherheitsappetenz in Widerspruch stehen. Es kann zu Motivkonflikten kommen; etwaige akute Unvereinbarkeiten können dann bis zum vierten Lebensjahr als Konflikt erlebt und dieser entsprechend „dramatisch“ ausgelebt werden. Eine Trennung von der Mutter infolge des Autonomie- und Explorationsstrebens kann zu Angst führen: Manche Kinder versuchen, ihre Autonomie auszuleben, indem sie die Mutter zu zwingen versuchen, beim Erkunden mitzukommen.

(IV) Störanfälligkeit der Bindung

Bindungsstil / Bindungstraumen

Der Bindungsprozeß des Säuglings und des kleinen Kindes ist eine wichtige Determinante und Ressource für die Entwicklung des Menschen. Ich möchte hier die Arbeiten von Heidi Keller erwähnen, die Verhaltensunterschiede bei Müttern feststellen konnte, deren Kinder bereitwillig den Blickkontakt aufnehmen und solchen, die ihn vermeiden (siehe Vorlesung von Margret Schleidt). Wahrscheinlich spielt es eine Rolle, ob die Mutter dem Kind gegenüber sicher, abweisend oder ambivalent ist. Bei manchen Müttern kann das Kind kaum lernen, deren Verhalten vorauszuahnen, es findet dann in seinen Interaktionen mit ihr nur wenige Bestätigungen seiner Erwartungen. Das ist ein Umstand, der Konsequenzen für das spätere Sozialverhalten haben kann. Vorstufen für ein späteres gegenseitiges “Verständnis” und für eine Sicherheit bei der Einschätzung anderer Personen entwickeln sich also bereits sehr früh.¹⁵

Der Bindebereitschaft der Mutter und anderer Erwachsener steht die kindliche Anschluß- oder Bindungsnotwendigkeit gegenüber. Lerntheoretisch interessant ist, daß sich

¹⁵ • bis zum 3. Lebensjahr sind die Erzieher die bevorzugten Spielpartner; • nach dem 3. Lj macht das Kind gleichviele Spielinitiativen in Bezug auf Kinder und Erzieher; • nach dem 4. Lj. werden andere Kinder bevorzugt; • bis zum 3. Lj haben Kinder die Vorstellung einer veränderbaren Geschlechtsidentität, • ab dem 4. Lj wissen sie, daß das Geschlecht sich nicht mehr ändert (Geschlechtspermanenz). • Kleinkinder können soziale Konflikte nicht immer alleine lösen. • Kindergärten ohne Rückzugsmöglichkeit ähneln einer Käfigbedingung, deshalb sind Ganztagskindergarten ohne Rückzugsmöglichkeit zu anstrengend [in der Tierethologie würde man von einer „nicht artgerechten Haltung“ sprechen]. • Vor dem 8. Lj ist derjenige ein Freund,

diese Bindung des Säuglings auch ausbildet, wenn sie mit massiven aversiven Reizen verbunden ist. Sie zeigt sich dann auch Eltern gegenüber, die ihr Kind regelmäßig mißhandeln. Es wird diskutiert, daß die Bindung wegen der dabei ausgelösten Angst oft besonders eng ausfallen kann. Dazu gibt es auch entsprechende Hinweise aus Tierexperimenten.

Wie wichtig Bindungen für die Sozialisation sind, kann der Umstand verdeutlichen, daß in Deutschland (Kaiser 1978) nur 5% der Häftlinge einer Strafanstalt als Kleinkind eine feste und dauerhafte Bezugsperson hatte, 50% hatten bis zum 14. Lebensjahr mehr als fünf; Gareis (1978) kommt in den USA zu ähnlichen Ergebnissen. Wie die klinisch psychiatrische Erfahrung zeigt, ist ferner die Tatsache prognostisch ungünstig, daß Menschen mit einer schwierigen Kindheit Gefahr laufen, psychopathologisch auffällige Partner zu finden, weil man bei der Partnersuche meistens Menschen sucht und bevorzugt, die Personen aus der Herkunftsfamilie ähneln. Ihre Kinder wachsen wieder unter schwierigen Bedingungen auf; dadurch können Persönlichkeitsstörungen und Neurosen mitunter über mehrere Generationen weitergegeben werden.

Wenn z.B. bei langen Spitals- oder Heimaufenthalten ohne Eltern Geborgenheit und Sicherheit, Errregungsappetenz und Unternehmungslust, Neugier und Spiel fehlen, bleibt der Entwicklungsquotient oft deutlich zurück; das kann bis zur scheinbaren Intelligenzminderung führen. Wenn sich keine persönliche Bindung entwickeln kann, dann kann das Kind nicht einmal eine Beziehung zu Ersatzobjekten bilden (z.B. ein Tuch oder ein Stofftier).

Säuglinge, die in Heimen ohne Möglichkeit einer Bindung leben, schreien im ersten Halbjahr besonders viel. Sie beruhigen sich aber meistens sehr rasch, wenn sie aus dem Bett genommen werden. Diese Säuglinge versuchen Bindungskontakt aufzunehmen, wenn aber die Bezugspersonen ständig wechseln, erlöschen im 2. Halbjahr ihre Versuche, Kontakt aufzunehmen. Sie wirken dann ab dem zweiten Halbjahr ernst und machen einen depressiven Eindruck, Verhaltensstereotypien können sich entwickeln. Unter Vermeidung des Blickkontaktes neigen sie dazu, sich wahllos an Erwachsene anzuklammern und Hautkontakt zu suchen. Später, als größere Kinder, zeigen sie oft eine Zutraulichkeit zu Unbekannten. Als Erwachsene können sie infolge ihres Bindungstraumas eine Depressionsneigung entwickeln¹⁶.

Bowlby zitiert eine Arbeit von Yarrow (1963), nach der bei Adoption bis zur 12. Lebenswoche keine auch nur vorübergehende Störung zu beobachten war. Wenn bei einer späteren Adoption im ersten Lebensjahr Störungen auftreten, dann heilen diese meist aus.

mit dem man lange etwas zusammen tut, • zwischen dem 8. und 12. Lj suchen Kinder passende Freunde, die Freunde sind nicht austauschbar (Geheimsprachen und -schriften)

¹⁶ Bindungstraumen beeinflussen das Dentritenwachstum von Juvenilen, wie Tierexperimente gezeigt haben.

Nach dem ersten Lebensjahr reagieren die Kinder bereits auf den Austausch von "Mutterfiguren" mit heftigen seelischen und körperlichen Reaktionen (Grossmann). Ein mehrmaliger Wechsel der Hauptbezugspersonen führt zu keiner Gewöhnung, im Gegenteil, das Kind wird in seiner Trennungsangst eher nur sensibilisiert.

Bei Affen (z.B. Rhesusaffen) können durch Bindungstraumen gestörte juvenile Tiere noch Entwicklungen nachholen, indem sie im Experiment mit jüngeren und sozial kompetenteren Artgenossen zusammengelegt werden. Bekommen sie diese Chance nicht, dann sind sie oft nicht einmal kopulationsfähig oder sie sind zu aggressiv und unbeholfen, um ihre eigenen Jungen aufzuziehen.

Probleme in Familien / Problemfamilien

Bei Kindern, deren Sozialverhalten gestört ist, ist die Aufgabe für Eltern, Adoptiveltern und Pflegeeltern besonders verantwortungsvoll. Eine ambulante Betreuung in der Herkunftsfamilie ist zu bevorzugen und Kinder sollten nur so lange als unbedingt nötig in Pflegeeinrichtungen betreut werden. Wenn in Krisensituationen eine Fremdbetreuung unvermeidbar ist, so sollten die Kinder so bald als möglich in ihre Familien zurückkehren, solange die Bindung zu den Eltern noch aufrecht ist. Neue gute Erfahrungen mit den eigenen Eltern wirken nachhaltiger als neue gute Erfahrungen mit anderen Erwachsenen (Grossmann).

In unserer städtischen Gesellschaft gibt es keine zusammenlebenden Großfamilien und nur selten gemischtaltrige Spielgruppen, die für die Sozialisation wichtig wären. Gemischtaltrigen Spielgruppen sind durch das Auto von den Straßen verdrängt und aus demographischen Gründen selten geworden. Selten besteht die Möglichkeit, daß die Mütter in der Betreuung der Kinder durch vertraute Personen entlastet werden könnten. Mütter sind oft überlastet, weil sie tagsüber zu lange ohne Abwechslung mit den Kindern alleine gelassen sind. Die Kinder fühlen sich mit der Mutter im vertrauten Wohnungsghetto gelangweilt und werden in ihrer Erregungsappetenz für die Mutter mitunter anstrengend. Spielgefährten beispielsweise verbessern die Situation schlagartig. Als Reaktion auf diese Situation haben sich auch in Innsbruck institutionalisierte Eltern-Kind Zentren, Spielgruppen oder Mütterstunden gebildet. Werden Babysitter beansprucht, dann sollte die Mutter bei(m)(den) ersten "sitting(s)" in der Nähe bleiben, damit das Kind im entspannten Feld mit der neuen Person vertraut werden kann. Für Kinder sind Babysitter oder andere Betreuer gewöhnungsbedürftig; eine Rückgewöhnung ist auch nach einer mehrwöchigen Fremdbetreuung meist nicht erforderlich.

(V) Inzesthemmung

Postpubertäre Konsequenzen frühkindlicher Bindungen

Viele Phänomene der Ablösung in der Pubertät lassen sich besser verstehen, wenn man die Biopsychologie der Inzestvermeidung in die Diskussion einbezieht.

Mit der Entstehung von Brutpflege in der Stammesgeschichte ist bei manchen Arten die Wahrscheinlichkeit einer inzestuösen Fortpflanzung gestiegen, weil sich Eltern, Junge und ihre Geschwister nicht mehr zufällig in der Population verteilen, wie dies etwa bei den meisten Fischen der Fall ist. Das gilt vor allem für Arten mit sozialen Zusammenschlüssen. Damit sind die Vorteile der sexuellen Fortpflanzung gefährdet. Um Inzest möglichst auszuschließen, haben sich entsprechende Verhaltensprogramme gebildet. Sie sind genauso wichtig geworden, wie die sexuelle Fortpflanzung selbst. Eine inzestfreie Fortpflanzung ist z.B. gewährleistet, wenn die Periode der Brutpflegebindung lange vor dem Fortpflanzungsalter endet und sich die Individuen einer Art dann gut durchmischen (z.B. bei brutpflegenden Fischen). Eine andere von der Natur entwickelte Lösung sind die Inzest vermeidenden Verhaltensweisen auf der Grundlage persönlicher Bekanntschaft. Sie lassen sich bei mehreren Säugern und Vögeln nachweisen: Im Zoohandel erworbene Vogelpärchen, die nicht züchten, sind häufig Geschwister¹⁷. Gut belegt ist die Inzesthemmung bei Graugänsen. Die Bindung von fast einjährigen Graugänsen schlägt knapp vor Beginn der Brutsaison in eine Balz-Hemmung Eltern und Geschwistern gegenüber um, sodaß selbst Ansätze von balzartigen Handlungen ausgeschlossen sind (die Gänse werden dann erst 1 Jahr später mit dem zweiten Lebensjahr geschlechtsreif).

Analoges kann man auch bei menschlichen Jugendlichen beobachten: Zuerst, etwa ab dem 10. – 12. Lebensjahr in Europa, beginnen sie den Körperkontakt mit den Eltern einzuschränken, sie zeigen sich den Eltern und Geschwistern gegenüber meistens nicht mehr nackt. Körperkontaktangebote von Seiten der Eltern werden abgewiesen. Diese Verhaltensneigung ist ein angeborenes „instinktgesteuertes“ Programm und dient der Inzestvermeidung.

Das Autonomiebestreben erreicht mit der Pubertät sein Maximum; Jugendliche erleben das Wohnen im Elternhaus als einengend, selbst wenn sie dort alle Freiheiten haben. Das Aufbegehren gegen die subjektiv erlebte „Enge“ des Elternhauses in der Pubertät hat soziale und kulturelle Autonomie als Ziel.¹⁸

¹⁷ Haustieren ist die Inzesthemmung z.T. weggezüchtet worden, die sollen sich so paaren, wie es der Züchter will.

¹⁸ Diesbezüglich sehe ich einen Bezug zu Lorenz (1973), der in Verbindung mit der (post-) pubertären Loslösung erwähnt, daß sich Jugendliche in der Regel neue Traditionsgeber suchen, die aber im Normalfall der elterlichen Tradition ähnlich sind. Diese Neigung der Jugendlichen begünstigt kulturelle Veränderungen (Lorenz spricht hier von einem „Tradition-Varianz-Mechanismus“). Dem Jugendlichen stehen die meist konservativeren Alten gegenüber, denen Lorenz Bedeutung bei der Konstanz der Kultur zuschreibt.

Die persönliche Bindung des Kleinkindes an einen kleinen Personenkreis, insbesondere zu Mutter, Vater und Geschwistern, hat postpubertär weitreichende Folgen. Manche Aspekte der frühkindlichen Bindung und der pubertären Lösung gehören zusammen. Das Suchfeld bei der Partnerwahl wird durch die frühkindliche prägenähnliche Bindung eingengt, in dem Sinn, daß Partner bevorzugt werden, die nicht ident mit der Kernfamilie jedoch auch nicht zu "entfernt" von ihr sind. Lange bevor also das Motivationssystem der postpubertären Partnerwahl ausgereift ist und gebraucht wird, lernt das Kleinkind etwas für dieses System; und nicht nur das: Im Rahmen der Kinderbetreuung und Bindung an Eltern und Geschwister sind andere Motivations- und Lernsysteme betroffen als bei der Auswahl von potentiellen Ehe- und Sexualpartnern.

Joseph Shepher (1983, nach Bischof) hat in Israel nach Ehepaaren gesucht, von denen beide Partner im selben Kibbuz geboren wurden: 97,5% aller Kibbuzgeborenen konnte er erfassen. 2769 Ehepaare hat er gefunden. Nur 60 Paare hätten auf Grund des Alters aus derselben Kinderhortgruppe stammen können; das sind weniger als 2%; tatsächlich stammten aber nur 14 Paare aus demselben Hort (½ % !). Diese 14 Paare hat Shepher angeschrieben und herausgefunden, daß sich 9 Paare erst nach dem 6. Lebensjahr kennenlernten, die restlichen 5 Paare waren vor dem Schuleintritt jahrelang nicht im selben Hort. Es fand sich also keine einzige Ehe zwischen Partnern, die kontinuierlich eine gemeinsame Kindheit hatten.

Wolf hat 1957 (nach Bischof) in Taiwan Unterschiede zwischen zwei traditionellen Eheformen untersucht. Früher konnte man in China für den noch kindlichen Sohn eine Braut bereits als Säugling adoptieren (sogenannte "kleine Ehen", die natürlich dann erst im Erwachsenenalter vollzogen wurden). Als Alternative dazu konnte aber die Braut auch gegen Bezahlung eines hohen Brautgeldes erst im heiratsfähigen Alter von den Eltern für den Sohn ausgewählt werden (nennen wir sie "große Ehen"). In den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden in dem Teil Taiwans, den Wolf besuchte, die Hälfte der Ehen als kleine Ehen geschlossen, bis 1945 sank dann ihr Prozentsatz auf 10%. Die "kleine" Ehe war also nicht nur bei armen Leuten üblich, in der Mittelklasse war ein weiter Überlappungsbereich zwischen beiden Eheformen gegeben. Wolf fand Westermarcks (1891; Heinroth, 1911; Lorenz 1943; Murdock 1949) Auffassung eines erotischen Hemmeffektes wie bei gemeinsam aufgewachsenen Geschwistern bestätigt: Bei "kleinen" Ehen wurden vom Mann viel regelmäßiger Prostituierte aufgesucht als bei "großen" Ehen. Daraus läßt sich die Hypothese ableiten, daß "kleine" Ehen wohl sexuell nicht so befriedigend sind, sie hatten wahrscheinlich deshalb auch 30% weniger Kinder. Acht mal so viele "kleine" Ehemänner hatten im Nachbardorf eine Konkubine als es "große" Ehemänner hatten. Vermutlich drei mal so viele "kleine" Frauen standen im Ruf Ehebruch zu begehen als "große" Frauen. Ein Viertel der "kleinen" Ehen wurde geschieden, aber nur ca 1% der "großen". Von den Chinesen wurden kleine Ehen als uninteressant, fade, schamauslösend bezeichnet. Ich persönlich glaube, daß Inzest zwischen Geschwistern bei uns heute nicht wegen unserer besonderen Sittsamkeit so selten ist, sondern wegen des angeborenen Programms, gegenüber geschwisterlich Vertrauten eine erotische Aversion zu haben. Aus verhaltensbiologischer Sicht ist Inzest eine Verhaltensstörung. Es gibt keinen empirischen Hinweis dafür, daß Kinder von sich aus im „ödipalen Alter“ einen Elternteil sexuell begehren¹⁹. Aus psychotherapeutisch /

¹⁹ Sigmund Freuds Ödipushypothese ist angeblich auf öffentlichen Druck hin, nach der Devise, daß „nicht sein kann, was nicht sein darf“, zustande gekommen. Demnach soll er die häufigen Erzählungen seiner Patientinnen über sexuellen Mißbrauch durch den Vater mit zunehmender Skepsis gesehen haben und den „angesehenen“ pädophilen Täter-Vätern, die den sexuellen Mißbrauch ihrer Töchter „überzeugend“ bestritten haben, mehr

psychiatrischer Sicht gibt es beim Opfer kein einheitliches Mißbrauchssyndrom; resultieren können sehr unterschiedliche Ausprägungsgrade von Distanzregulationsproblemen, Sexualstörungen und emotionalen Instabilitäten, die nicht nur die subjektive Zufriedenheit sondern auch das soziale Leben nachhaltig behindern können (man spricht dann mitunter von einem so genannten Inzesttrauma).

(VI) Abschließende Bemerkungen

Jeder kennt die Bindung von Kleinkindern an bestimmte Personen, ihre Abhängigkeiten und ihre zunehmenden Autonomiebestrebungen. Die Entwicklungsschritte des gegenseitigen Zusammenspiels zwischen Kindern und Erwachsenen ist für psychologische, pädagogische, psychotherapeutische, gutachterliche und sozialpolitische Fragen und Belange von Relevanz: Es gilt, Eltern und Kindern nicht nur zeitlich und existenziell den Spielraum zu ermöglichen, der für die psychische Gesundheit aller Beteiligten erforderlich ist, sondern sie auch zu ermutigen, sich dieser wichtigen und lohnenden Lebensaufgabe zu stellen²⁰. Aus der Sicht der Eltern wird die Bedeutung dieser Aufgabe spätestens im Rückblick auf ein langes Leben deutlich. Mir persönlich ist das Thema wegen meiner täglichen Arbeit als Psychiater wichtig, weil ein relativ hoher Prozentsatz meiner PatientInnen über Bindungstraumen und über sexuellen Missbrauch berichtet.

(VII) Literatur

- Ainsworth** M.D.S 1977 Attachment theory and its utility in cross-cultural research. In: **Leiderman** P.H, **Tulkin** St.R
Rosenfeld A (Hrsg): Culture and Infancy, Variations in the Human Experience. New York Academic Press pp 49-67
Bischof N 1985 Das Rätsel Ödipus, München Piper
2008 Psychologie – Ein Grundkurs für Anspruchsvolle, Stuttgart Kohlhammer-Verlag
Bischof-Köhler D 1989 Spiegelbild u Empathie. Die Anfänge der sozialen Kognition. Bern Hans Huber
1998 Zusammenhänge zwischen kognitiver, motivationaler und emotionaler Entwicklung in der frühen Kindheit u Vorschulalter (pp 319-376). In: **Keller** H. (Hrsg) Lehrbuch Entwicklungspsychologie, Bern Hans Huber Verlag
2008 Zusammenhänge zwischen Bindung, Erkundung und Autonomie (pp 225-240). In: **Brisch** (Hrsg): Der Säugling - Bindung, Neurobiologie und Gene, Stuttgart Klett-Cotta.
siehe auch: <http://www.bischof.com/>
Bowlby J 1975 Bindung, Frankfurt Fischer
Eibl-Eibesfeldt I 1997 Die Biologie des menschlichen Verhaltens, München Piper
Grossmann KE & **Grossmann** K 1982 Eltern-Kind-Bindung in Bielefeld (pp 794-799). In **Immelmann** K, **Barlow** G, **Petrinovich** L & **Maid** M (Hrsg) Verhaltensentwicklung bei Mensch und Tier. Berlin Paul Parey
Gareis B 1978 Statistische Zusammenhänge von frühkindlicher Deprivation und späterer Jugendkriminalität. In: **Nitsch** K (Hrsg.) Was wird aus unseren Kindern; pp 76-80. Heidelberg Hüthig Verlag
Hassenstein B 2001 Verhaltensbiologie des Kindes, Heidelberg Spektrum Akademischer Verlag
Haug-Schnabel G 1994 Enuresis. Diagnose, Beratung und Behandlung bei kindlichem Einnässen. München Ernst Reinhardt.
Haug-Schnabel G 2006 Impulse zum Umgang mit Aggression im Kindergarten. In: **Bannenberg** B & **Rössner** D Erfolgreich gegen Gewalt in Kindergärten und Schulen. München C H Beck Verlag
Haug-Schnabel G & **Bensel** J 2005 Grundlagen der Entwicklungspsychologie. Die ersten 10 Lebensjahre, Freiburg Herder
Haug-Schnabel G & **Bensel** J 2007 Transfer interdisziplinärer Ergebnisse der Genderforschung in die Praxis. Welche Themen sind für die Kleinkindpädagogik relevant und wie gehen Erzieherinnen mit dem Thema „Gender“ um? In **Krebs** U & **Forster** J (Hrsg.), „Sie und Er“ interdisziplinär. Münster-Hamburg Lit-Verlag
siehe auch: <http://www.verhaltensbiologie.com/publizieren/buch/>
Hrdy S B 2000 Mutter Natur. Berliner Taschenbuchverlag

Glauben geschenkt haben als seinen Patientinnen bzw. den inzestuös mißbrauchten Opfer-Töchtern, deren Erinnerungen und Schilderungen er so letztendlich als kindliche Wunschphantasien interpretiert hat.

²⁰ Wichtige Voraussetzungen sind entsprechende Mutterschutz- und Karenzangebote, flexible und individuelle Möglichkeiten der Teilzeitarbeit und Kinderbetreuung.

- Kaiser** G 1978 Kommentar. In: Nitsch K (Hrsg.) Was wird aus unseren Kindern; pp 34-45. Heidelberg Hüthig Verlag
- Konner** M J 1977 Infancy among the Kalahari Desert San. In: Leidermann P H, Tulkin St R & Rosenfeld A (Hrsg) Culture and Infancy, Variations in the Human Experience; pp 287-328 New York Academic Press
- Lorenz** K 1973 Die Rückseite des Spiegels, München Piper
1978 Vergleichende Verhaltensforschung, Wien Springer
- Medicus** G 1992: The Inapplicability of the Biogenetic Rule to Behavioral Development. Human Development, 35, Heft 1: pp 1-8.
- Medicus** G 1996: Brutpflegehilfe, kindliche Geschwisterbetreuung und Puppenspiel, eine humanethologische Feldstudie. In: Gottschalk-Batschkus Ch. E. & Schuler J. (Ed.), Ethnomedizinische Perspektiven zur frühen Kindheit; pp 235-240. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung.
- Murdock** G P 1949 Social Structure. Toronto Macmillan
- Papousek** H & **Papousek** M 1995 Intuitive parenting. In **Bornstein** M H (Ed) Handbook of parenting, Vol.2 pp 117-136, Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum
- Schiefenhövel** W 1984 Bindung und Lösung – Sozialisationspraktiken im Hochland von Neuguinea. In: Eggers Ch (Hrsg.) Bindungen und Besitzdenken beim Kleinkind. Pp 51-80. München Urban & Schwarzenberg
- Schiefenhövel** W 1989 Reproduction and sex-ratio manipulation through preferential female infantizid among the Eipo, in the Highlands of West New Guinea. In: Rasa A., Vogel Ch. & Volland E (Ed.): The sociobiology of sexual and reproductive strategies. London: Chapman and Hall.
- Schiefenhövel** S & **Schiefenhövel** W 1996 Am evolutionären Modell - Stillen und frühe Kindheit bei den Trobriandern. In: **Gottschalk-Batschkus** Ch & Schuler J (Hrsg.) Ethnomedizinische Perspektiven zur frühen Kindheit. Berlin Verlag für Wissenschaft und Bildung, 263 – 282
- Schleidt** M 2001 Kindheit aus humanethologischer Sicht. In: Forster J & Krebs U Kindheit zwischen Pharao und Internet. Bad Heilbronn Klinkhardt
- Schleidt** M & **Genzel** C 1990 The significance of mother's perfume for infants in the first weeks of their life. Ethology and Sociobiology 11:145-154
- Skrzipek** K H Menschliche Auslösermerkmale beider Geschlechter. I: 1978 Homo 29, pp75-88; II: 1981 Homo 32, pp 105-119; III: 1982 Homo 33, pp1-12
- Westermarck** E 1921 The Theory of Human Marriage. London: Macmillan
- Wolf** A P & **Huang** Ch 1979 Marriage and adoption in China, 1845-1945. Stanford: University Press
- Yarrow** L J 1963 Research in dimensions of early maternal care. Merrill-Palmer Quarterly, 9, 101-114.
- Yarrow** L J 1964 Separation from parents during early childhood. In **Hoffman** M L & **Hoffman** L W (Eds.), Review of Child Development Research (pp. 89-136). New York: Russell Sage Foundation.

(VIII) Anhang / Folientexte

DIE 3 MOTIVATIONSSYSTEME DES ZÜRICHER MODELLS nach Norbert Bischof (z.B. 2008) Die drei Motivationssysteme unterliegen einem ontogenetischen Wandel.		
Motivationssystem	bei Mangel	Antagonisten
1. Sicherheitssystem <i>Bindung</i> , Abhängigkeit, Appetenz nach sozialer Sicherheit (bzw. Geborgenheit; Vertraut = Verwandt)	Trennungsangst, Trauer	bei Überfluß an Vertrautheit: Überdruss
2. Erregungssystem <i>Neugier</i> , Unternehmungslust, Erregungsappetenz nach Exploration fremder Objekte + Personen	Langeweile	bei Übermaß an Erregung: Furcht
3. Autonomiesystem , korreliert positiv mit Selbstvertrauen und Unternehmungslust und negativ mit Abhängigkeit; <i>drei evolutionäre Wurzeln</i> : ● Macht & Dominanz, ● Geltungs- und ● Kompetenz- & Leistungsmotivation.	Assertion (Selbstbehauptungsstreben, mit Copingstrategien wie Invention, Aggression)	Unterwerfung (mit Copingstrategien wie Supplikation, Akklimatisation)

Ethologische Argumente gegen Pädophilie:

1) Vater oder Onkel handeln gegen die erotische (Inzest-) Hemmung des Kindes. Infolgedessen ist dabei das Risiko einer Traumatisierung besonders hoch; mitunter „muß“ das Geschehene völlig verdrängt werden.

2) Einzelne Theoretiker argumentieren mit der unbefangenen Sexualität von Schimpansen: Das ist in doppelter Hinsicht ein Fehlschluß:

- a) Es ist ein falscher Schluß von einer Art auf die andere („Tier-Mensch-Vergleich“), weil Schimpansen keine Scham kennen.
- b) Das Zwergschimpansenkind (Bonobokind) ist außerdem bei genauer Betrachtung [meist] nur Zuschauer und nicht das Objekt.

3) Beim Kind funktioniert noch nicht das Wechselspiel von Locken, Bremsen und Zurückweisen (wie etwa beim Flirt Jugendlicher und Erwachsener); auch kann das Kind noch nicht die möglichen negativen Konsequenzen einschätzen und gewichtet meist auch etwaige Belohnungen nicht adäquat.

4) Ein rationaler kognitiver Aspekt: Wut fällt im allgemeinen fremden Täter gegenüber leichter als dem Vater gegenüber. Bei Fremden fällt so ev. die Bewältigung leichter. Weil beim Vater eher schwere Minderwertigkeitsgefühle aufkommen, mißbraucht worden zu sein, fällt es den meisten Betroffenen z.B. im Rahmen von Psychotherapie und Psychiatrie viel schwerer, von den Ereignissen zu sprechen als wenn andere Personen die Täter waren.

5) Infolge der funktionellen Nähe von Scham und Schuld neigen die meisten Opfer dazu jahrzehntelang (!) die Schuld für die Ereignisse beschämt auf sich zu nehmen und schon allein auch deshalb zu schweigen. Ein Teil der betroffenen Töchter verheimlicht die Ereignisse auch aus Schuldgefühlen gegenüber der Mutter, mitunter auch aus Angst vor ihrer Eifersucht. Erfahrungsgemäß fällt es Kindern schwerer, über Mißbrauch durch den Vater als durch Stiefväter, Geschwister und Fremde zu erzählen.

Zwei weitere klinische Aspekte

1) Für viele psychisch kranke Erwachsene erweist es sich als Entlastung und als prognostisch günstig, wenn sie aus dem Elternhaus ausziehen und zwar auch dann, wenn die Eltern die Störung weder verursacht haben noch sonst irgendwelche Fehler machen. Der Auszug kann deshalb auch (wenn es psychiatrisch / psychotherapeutisch indiziert ist) institutionell gefördert und unterstützt werden.

2) Wenn ein Kind geistig behindert ist und als Jugendlicher und Erwachsener von den Eltern im Intimbereich gepflegt werden muß, kann es wegen der erwähnten Inzesthemmung (bzw. erotischen Aversion) mit Überdruß und Aggression reagieren. Der Umstand wird von den Eltern manchmal als unverständlich und belastend empfunden. Eine Einsicht der Eltern in die biopsychologischen Gründe der Ablehnung ist nützlich und manchmal notwendig. In klinischer Obhut sind diese pflegebedürftigen Personen meist deutlich weniger aggressiv. Professionelle Betreuer erfahren also ein anderes Verhalten als die Eltern oder Geschwister.